

Schlatter, Salomon

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **79/80 (1922)**

Heft 12

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

† Salomon Schlatter.

Mit dem am 2. März 1922 verstorbenen Architekten Salomon Schlatter ist ein Stiller aus der Gilde der Baubeflissenen dahingegangen.¹⁾ Sein Name ist weder als Sieger bei den grossen und kleinen Wettbewerben genannt worden noch war es ihm vergönnt, die Spuren seines Erdendaseins in irgend einem grösseren monumentalen Bauwerk der Nachwelt zu dokumentieren. Und dennoch war Salomon Schlatter ein Architekt in des Wortes vollster Bedeutung, sofern man darunter nicht nur einen gerissenen Konstrukteur oder den gewandten Darsteller moderner Kunstansichten versteht, der seinen Mantel nach dem gerade wehenden Winde zu hängen weiss, sondern den Ehrentitel auch dem stillen Künstler gönnt, der in Bescheidenheit die Werke unserer Altvordern zu würdigen, aber auch sein eigenes Können zu werten und in den Dienst moderner Anforderungen zu stellen weiss. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist wohl der Neubau der Anstalt „Langhalde“ bei Abtwil. Daneben hat Schlatter auch die Zeichnungen für die Stationsgebäude der Bodensee-Toggenburgbahn²⁾ geliefert und etliche Wohnhäuser in St. Gallen erstellt. Wo es sich um ländliche Bauten, namentlich aber um *Holzbauten* handelt, zeigt sich der Zimmermanns Sohn Salomon Schlatter in seinem Element und hatte er eine ausserordentlich glückliche Hand.

Aus den zahlreichen Skizzen, die sein strichsicherer Stift von Bauten in Appenzell, Toggenburg und Graubünden³⁾ festgehalten und auf das Papier gebannt hat, wusste er zu entnehmen, was den modernen Bedürfnissen entsprach, ohne dass dadurch der wohlliche und habliche Charakter der alten Vorbilder Schaden gelitten hätte. Naturgemäss drängte es ihn so zu den Bestrebungen des „Heimatschutzes“, dessen Vorsorge für „bodenständige“ Bauten in Salomon Schlatter einen eifrigen Förderer in Wort und Schrift gefunden hat. Es sei hier nur auf seine Aufsätze über das Rathaus in Burgau, das Riegelhaus, das Schweizerhaus und sein Dach, die Erker St. Gallens, Schaufenster und Ladeneinrichtungen, in der Zeitschrift „Heimatschutz“ verwiesen. Seine mit rassigen Zeichnungen versehenen Studien über alte Bauten lenkten sein Interesse von selber auch auf die alten Gebräuche und Gewohnheiten, und so wurde er gleichzeitig ein eifriger Mitarbeiter am „Schweiz. Archiv für Volkskunde“ wo er über „Das Haus als Fahrhabe“ über die „Ostschweizerische Weissküblerei und ihren Schmuck“, über „Gebräuche des Zimmerhandwerks“, über „Das Tanzhaus“ und „Das Vorarlbergerhaus“ geschrieben hat. Dem gleichen Interessenkreis gehörten auch die hübschen Aufsätze in der St. Galler Schreibmappe an: „Aus der guten alten Zeit St. Gallens“, „Eine unsaubere Ge-

¹⁾ Nebenstehende Aufnahme stammt von Phot. E. Hausmann, Heiden.

²⁾ Einige davon siehe Bd. LVIII, S. 129 (2. September 1911). *Red.*

³⁾ Bündner Kirchen siehe in Bd. XLVI (28. Oktober 1905) *Red.*

Etwas vom Pfuschen.

Wir erleben das Schauspiel, dass sich Holztechniker, Eisenbauer und Eisenbetonleute in den Haaren liegen und darüber streiten, wer am billigsten baut, am einwandfreiesten rechnet, am sichersten konstruiert.¹⁾

Der Holzfachmann will auch Gelenke haben und keine Nebenspannungen in seinen Fachwerken; des Eisenbauers statische Berechnungen haben manchmal mehr Seiten auf dem Papier, als seine Konstruktionen in Tonnen wiegen, und der Eisenbetonmensch rechnet gar die Beanspruchungen bis in die dritte Dezimale! Es soll keinem die Fähigkeit dazu abgesprochen werden. Sehen wir aber genauer hin, wie sich die Sache in der Ausführung macht.

Der Ingenieur setzt als selbstverständlich voraus, dass die Arbeit so ausgeführt wird, wie er sich vorstellt. Er nimmt schon beim Steinschnitt an, das „mache dann der Steinhauer schon“; bei Holzkonstruktionen denkt er, ein rechter Zimmermann wisse schon, worauf es ankomme; der Eisenbauer sagt dem Monteur, er dürfe die Stösse nicht zusammenzwängen bei der Montage, und

¹⁾ Es sei verwiesen auf das Diskussions-Protokoll auf Seite 159. *Red.*

schichte aus dem alten St. Gallen“ (Streit wegen eines Schweinestalles bei Durchführung der grossen Strassenanlage von Rorschach bis Wil durch die Stadt), „Von alten St. Galler Kriegsgewinnen“. Auch sei verwiesen auf die von seiner Hand illustrierten Arbeiten in dieser Zeitschrift: „Von alten Häusern und ihrem Schmuck“¹⁾ und über „Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden“²⁾, in seinem stets liebenswürdigen Ton gehaltene, kurzweilige Schilderungen.

Eine stattliche Reihe stellen die Beiträge Schlatters für den Appenzeller Kalender dar. Er führt uns dort den Baumeister J. U. Grubenmann³⁾, den im XVIII. Jahrhundert vielbeschäftigten Kirchenbauer vor, erzählt vom Bauernhaus, von alten Wegen und Stegen, wie sich die Appenzeller ihre Kirchen bauten, die St. Galler sich befestigten und die Rheintaler ihre Reben pflanzten.

Im Sammelwerk: „Das Bürgerhaus der Schweiz“, herausgegeben vom S. I. A., hat Schlatter den III. Band redigiert, der die Kantone St. Gallen und Appenzell in sich begreift⁴⁾ und im Buch: „Die Stadt St. Gallen und Umgebung“ schrieb er das Kapitel über das Stadtbild. Die Veröffentlichung seines Haupt- und Lebenswerkes, „Die Stadt St. Gallischen Baudenkmäler“, wofür er die Beschreibung der Profanbauten übernommen hatte, sollte er nicht mehr erleben.

Schon lange leidend, warf ihn am 20. Dezember vorigen Jahres ein Schlaganfall aufs Krankenbett, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Schon am 10. November schrieb er mir mit zitternder Hand, dass er seit sechs Wochen an Herzschwäche leide mit zeitweiliger Versagung von Sprache und Hand. Da mag er sich entschlossen haben, noch seinen Lebensüberblick niederzuschreiben, der in seiner stillen Einfachheit und Bescheidenheit nur im Wortlaut (mit einigen Auslassungen) hier wiedergegeben werden kann. Er schreibt:

„Das einfache Blockhaus aus starken, roh behauenen Bäumen, in dem ich am 4. Januar 1858 geboren wurde, stand mitten im amerikanischen Urwald im Foullan Country im Staate Ohio. Mein Vater, Theodor Schlatter, war aus seiner st. gallischen Heimat ausgewandert, hatte sich drüben angesiedelt, indem er in der Gegend herum seinen Bauberuf ausübte. . . . Aber des Vaters Gesundheit hielt der strengen Arbeit im Urwald nicht lange stand, sodass er im Sommer 1861 wieder heimwärts ziehen musste.

Der Vater, aufgewachsen in den Anschauungen des alten zünftigen Zimmermann-Handwerks, hatte den Sohn zu seinem Gehilfen und Nachfolger bestimmt und wollte dessen Bildungsgang in der alten Weise gestalten. So kam ich nach dem Besuch der städtischen Realschule schon mit

¹⁾ Bd. LVI, S. 265 (12. November 1910). *Red.*

²⁾ Bd. LIII, S. 62 (30. Januar 1909). *Red.*

³⁾ Ebenfalls in «S. B. Z.», Bd. XLVIII, S. 257 (1. Dez. 1906). *Red.*

⁴⁾ Besprochen in Bd. LXIII, S. 36 (17. Januar 1914). *Red.*

im Eisenbetonbau sagt männiglich, „man könne natürlich nicht bei jeder Schaufel Beton dabei stehn“.

Und da geschiehts dann, dass der Steinhauer eine fehlende Ecke verflucht, der Zimmermann macht nach der Kundensprache einen „Landsmann nei“, wenss irgendwo klafft; der Eisenmonteur schlägt mit dem Vorschlaghammer Stahldorne durch, wo ein Loch nicht passt, unbekümmert um Leibungsdruck und Zwängung, und im Eisenbeton kommts vor, dass gelegentlich aus Versehen unrichtige Eisen drinn liegen, die man, wenss auskommt, leider nicht mehr ändern kann.

Dem jungen Ingenieur, manchmal sogar einem alten, muss man darum den *Kampf gegen den Pfuschen* auf die Seele binden, und mancher hat keine Ahnung, wie ganz anders sich die Arbeit macht, als er sich vorstellt. So ist manchmal die Tätigkeit von Bauleitern und Kontrollorganen nichts anderes als ein beständiger, ermüdender, langweiliger Kampf gegen den Pfuschen.

Vergeblich predigt Salomo,

Die Leute machens doch nicht so!

Die alten mosaïschen Gebote „Du sollst nicht töten“, „Du sollst nicht stehlen“ stehen nicht höher als das Gebot „Du sollst

15 Jahren in die Zimmermannslehre. An diese sollten sich einige Wanderjahre mit Handwerksarbeit im Sommer und Baugewerbschulbesuch im Winter anschliessen. Am 20. April 1873 trat ich die dreijährige Lehrzeit an. Meine schwache Konstitution hielt aber die harte Arbeit auf Abbau, Neubau und an der Hobelbank nicht lange aus. Ein Lungenleiden entwickelte sich und zwang mich schon im Herbst 1875, das Werkzeug für immer niederzulegen. Drei Jahre der Krankheit, teils zu Hause, teils im Berneroberrland und Davos zugebracht, folgten. Sie dienten in anderer Weise zu meiner mehr allgemeinen Ausbildung, führten mir aber, da ich so viel als möglich meinem Vater im Bureau, am Reissbrett und in der Geschäftsleitung half, doch auch wieder praktische Kenntnisse zu. Trotzdem erschienen mir jene Jahre dauernd recht verloren gewesen zu sein, und ich versuchte, das Versäumte mit grossem Fleiss nachzuholen. Zuerst mit ein paar Semestern auf der Baugewerkschule und dann noch einigen auf der Technischen Hochschule. Aber unterdessen war die Gesundheit meines Vaters wieder ins Schwanken geraten, sodass ich nach einem einzigen Polytechnikum-Winter meine Studien- und zugleich Fremdezeit abschliessen und endgültig als sein Gehilfe mich daheim festsetzen musste Eine Erkrankung im Herbst 1900 verminderte aber meine ohnehin schwachen Kräfte so sehr, dass es mir auch nicht mehr möglich war, im Geschäft voll mitzuarbeiten. Ich musste mir im Hause ein Arbeitszimmer einrichten, um so ungestört schaffen zu können. Nach zehn Jahren, in denen manche Entwürfe und Arbeitspläne zu allerlei Bauten auf diese Weise entstanden waren, musste ich endgültig vom Geschäft zurücktreten.

Nun führten wir (im eigenen Heim „Uf em Bergli“ an der Teufenerstrasse) ein ganz stilles Leben. Immerhin durfte ich noch ein paar Bauten planieren und durchführen, mit grosser Freude und Liebe besonders den Neubau der Anstalt Langhalde bei Abtwil mit ihren Nebengebäuden; sie wurde im Mai 1915 fertig Berufliche Arbeit gabs

nicht pfuschen“, denn wenn Du pfuschest, kannst Du Leib und Leben (der Andern!) in Gefahr bringen, Du stiehst dem Auftraggeber sein Geld ab und betrügst Dich und andere mit einer falschen Sicherheit.

Aber der Begriff des Pfusches ist dehnbar, und mancher Zimmermann oder Maurer oder Monteur würde mir an den Hals springen, wenn ich ihm sagen würde, er pfusche! Oder er denkt harmloser, es suche eben keiner den andern hinterm Ofen, wenn er nicht selber schon dahinter gesteckt habe.

Ein *Ingenieur* aber pfuscht, wenn er Sachen konstruiert, die der Technik des betreffenden Materials zuwiderlaufen. Und wenn wir ihm dann vorwerfen, die Ausführung entspreche nicht seinen Annahmen, so sagt er gern, „man“ habe eben gepfuscht, und meint damit den Zimmermann oder den Maurer oder den Monteur. Der Ingenieur pfuscht aber auch, wenn er aus Messungen am fertigen Bauwerk nur *die* Ergebnisse herausgreift, die die Richtigkeit seiner Annahme zu bestätigen scheinen.

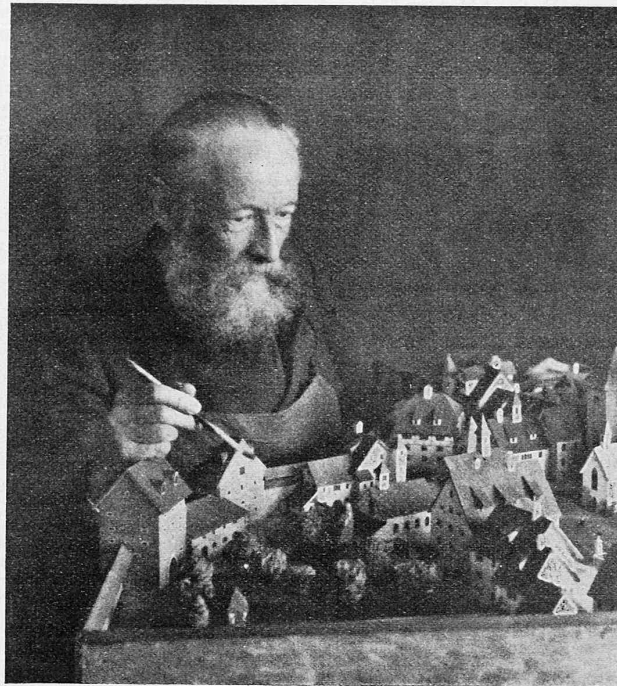
An einem Sängerkonfession sagte mir ein Musiker und Mitglied des Kampfgerichts, er höre aus den Vorträgen vieler Vereine den Charakter des Dirigenten heraus, mehr als das Wesen des Kom-

nun keine mehr. Allerlei bau- und lokalgeschichtliche Studien und daraus entspringende kleinere Arbeiten füllten die Tage und das Interesse.

Es ist ein kleines Leben, das hinter mir liegt. Viel Kampf lag darin mit dem schwachen Körper, der viel zu oft Sieger blieb über den willigen Geist. Ein Wirken ins Grosse und für das Allgemeine blieb mir versagt, lag auch nicht in meinem Wesen. Aber es lag auch viel stille, kleine Freude und viel grosse Gnade darin und darüber.“ —

*

Die letzte Arbeit, die Salomon Schlatter beschäftigte, war die Erstellung eines Modells der Stadt St. Gallen, wie sie zu Ende des XVI. Jahrhunderts ausgesehen hat, im Masstab 1 : 200. Ich habe ihn bei seiner Arbeit oft aufgesucht. Von seiner Werkstatt im Parterre des kleinen Häuschens an der Schneebergstrasse sah man durch das weite Fenster hinunter in das Häusergewirr der Stadt und ihre Umgebung bis zum Silberstreifen des Bodensees. Da hat er mit unendlicher Geduld und Gewissenhaftigkeit die alte Stadt in Holz geschnitten und mit fröhlichen Farben bemalt. Was an alten Bauten noch vorhanden war, nahm er auf und gab sie in seinem Modell mit peinlicher Treue und Sorgfalt wieder. Wie weit dies ging, mag daraus ersehen werden, dass er bei Nebel-



Architekt Salomon Schlatter, St. Gallen
an seiner letzten Arbeit

Geb. 4. Januar 1858

Gest. 2. März 1922

wetter in den Strassen herumging, um die durch spätern Verputz verdeckten, bei feuchtem Wetter aber durchscheinenden Riegelkonstruktionen aufzunehmen und das so gewonnene ursprüngliche Façadenbild im Modell zu bewerten. Das Modell ist beinahe fertig geworden. Nur ein kleines Stück des ehemaligen Hogsgermooses fehlt noch. Launig unterschrieb Schlatter seine letzten Briefe stets als „Städtlibauer“.

Hand in Hand mit dieser seiner letzten Arbeit ging die Erforschung der Baugeschichte der Stadt. Da war es in den dunkeln Gewölben des Stiftsarchives oder in dem fröhlichen Arbeitsaal der Stadtbibliothek, wo wir uns oft getroffen haben und in gemeinsamem Suchen nach alten Baunachrichten unsere Meinungen austauschten über die

ponisten. Und *wir* sehen an vielen Bauten mehr das Wesen des Werkführers als die Ideen des Ingenieurs, abgesehen natürlich von Abnormalem oder Monumentalem.

Man werfe mir nicht vor, ich sträube mich gegen Verbesserungen und Verfeinerungen in den statischen Berechnungen, gegen tieferes Eindringen in das Wesen des Baustoffs, gegen besseres Ausnützen der zulässigen Beanspruchungen oder gar gegen die Suprematie des Ingenieurs gegenüber dem Meister oder Werkführer. Aber ich wiederhole, dass der Ingenieur sich oft zu wenig Mühe gibt, sich in der *Technik der Arbeitsweise* zu orientieren. Seine Kompetenzen gehen auch oft zu wenig übers Bureau hinaus, und der Bauführer glaubt seinem Coray manchmal mehr als seinem vorgesetzten Bureau, wobei ich unter „Coray“ natürlich nur den Typus verstanden haben will.

Ich möchte dem Ingenieur auch sagen: Glaube nicht an feingewachsenes oder feinjähriges Bergholz, astfrei, im Herbst gefällt, mit unter 15 % Feuchtigkeitsgehalt usw., und baue nicht felsenfest auf Kiefer, wenn daneben auch Fichte und Tanne herumliegen. Oder aber glaube nur daran, wenn Du kompetent bist, auch zu entscheiden, welches Stück Deinen Voraussetzungen ent-

alten vergilbten Papiere hinweg ins Gegenwartsleben hinein und darüber hinaus ins andere Land, jenseits von gut und böse.

Ich lernte Salomon Schlatter kennen, als milden Kritiker und als lebendigen Schauer der heimatischen und seelischen Schönheiten aus Vergangenheit und Gegenwart. Es sind viele Jahre darüber hinweggegangen, aber noch vor Jahresfrist schrieb er mir über unsere erste Begegnung: „So baue ich weiter, momentan am Bubenklosterli, und erinnere mich dabei unserer ersten gemeinsamen Arbeit, an unser Klopfen an den alten Klostermauern, um verschundene Gemälde wieder zum Leben zu erwecken, damals — als wir noch jung waren.“ Das war im Jahr 1884. St. Gallen, im März 1922. Dr. A. Hardegger.

Schiffahrt auf dem Oberrhein.¹⁾

Vorbemerkung. In meiner letzten Aeusserung (am 28. Januar d. J., Seite 49) hatte ich mitgeteilt, dass ich, veranlasst durch die in der „National-Zeitung“ erfolgte Verleumdung der „S. B. Z.“, das Central-Comite des Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Vereins ersucht habe, feststellen und öffentlich erklären zu wollen, ob und inwieweit das Vereinsorgan durch seine Veröffentlichungen in Behandlung der Rheinfragen gefehlt habe. Nachdem nun diese Untersuchung abgeschlossen ist, können wir die mit Rücksicht auf sie beobachtete Zurückhaltung wieder aufgeben und unsern Lesern berichten, was sich inzwischen ereignet hat. Die Erklärung des C. C., die mir noch nicht bekannt ist, wird so bald wie möglich unter den Vereinsnachrichten erscheinen. C. J.

I.

Die gemeinsame Eingabe des S. I. A. und der G. E. P. an den Bundesrat vom 1. März vorigen Jahres (siehe „S. B. Z.“ vom 26. März 1921) betr. zweckmässige Bestellung von Fachkommissionen, insbesondere der beiden internationalen Rheinkommissionen, hat in jüngster Zeit, nach wiederholtem Anklopfen in Bern, ihren ersten materiellen Erfolg gehabt. Darüber berichteten die Tageszeitungen (z. B. „Der Bund“ vom 16. d. M.) was folgt; die eingeklammerten Ziffern haben wir zur Vereinfachung des anschliessenden Kommentars eingefügt.

„Das eidgenössische Departement des Innern teilt mit:

Die schweizerische Delegation in der Rhein-Zentralkommission hat dieser anlässlich der letzten Session ein Regulierungsprojekt für die Rheinstrecke Basel-Strassburg unterbreitet, das dem von Frankreich vorgelegten Projekt eines schiffbaren Seitenkanals gegenübergestellt wird.

Zahlreiche Techniker, die der wichtigen Frage der Schiffahrt auf der Strecke Basel-Strassburg Interesse entgegenbringen, haben

¹⁾ Vgl. Seiten 11, 24, 49 bis 51 dieses Bandes.

spricht und welches nicht, und wenn Du Dich so intensiv mit der Ausführung befassen kannst, dass Du alles nichtentsprechende ausmerzest. — Andernfalls trägt eben die Konstruktion ganz sicher das „Gesicht“ des betreffenden Zimmermanns.

Der Eisenbauer, der in statisch unbestimmten Systemen schwelgt, soll sich überzeugen, dass seine Werkstätte auch im kleinsten Profil kein Loch verbohrt, und dass einwandfrei montiert wird. Mit Güte und viel Verständnis für seine Arbeit muss dem Monteur erklärt werden, warum man dies oder jenes so haben wolle, bzw. müsse, und nicht anders (und dann wendet der noch ein, man werde nächstens das Eisen mit Handschuhen anfassen müssen). Es muss schon ein erfahrener Ingenieur sein, der einen Monteur von einem Pfusch überzeugen kann, und hat dann dieser noch von „Schönheitsfehlern“ gehört, so sieht er einen Pfusch höchstens als solchen an. Es soll schon ein Riss in einem Eisenstab als Schönheitsfehler taxiert und mit Kitt verschmiert worden sein.

Im armierten Beton werden Einspannmomente genau berechnet, auf dem Papier die Eisen ganz richtig angeordnet, und doch gibts dünne Decken und sogar Balkone, wo die Armierung einfach auf die Schalung hingelegt und darüber betoniert wird, und ein Capo sagt mir, er hab's immer so gemacht. Er lebt in der Auffassung,

den Wunsch geäußert, von diesem Projekt Kenntnis nehmen und es mit den der schweizerischen Delegation beigegebenen technischen Experten besprechen zu können.

Um diesem Wunsche zu entsprechen, hat das eidgenössische Departement des Innern eine Konferenz der schweizerischen Schiffahrtskommission einberufen, zu der überdies geladen wurden: die Mitglieder und die technischen Experten der schweizerischen Delegation in der Rhein-Zentralkommission, Vertreter des eidgenössischen politischen Departements und des eidgenössischen Eisenbahndepartements, Professoren der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die sich speziell mit wasserbautechnischen Fragen befassen, Vertreter des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins (1), der Schiffahrtsverbände, des Handels und der Industrie, sowie einige Techniker von anerkanntem Rufe.

Die Konferenz hat am 13. und 14. März unter dem Vorsitz von Herrn Bundesrat Chuard, Vorsteher des eidgenössischen Departement des Innern, stattgefunden. Die Konferenz wurde durch den Vorsitzenden mit einem Ueberblick über die allgemeine Lage eröffnet; im Anschluss hieran gab der Direktor des eidgenössischen Amtes für Wasserwirtschaft, Herr Dr. Ing. Mutzner, einen solchen über die technischen Fragen, und alsdann erläuterte Herr Ingenieur O. Bosshardt, Verfasser des Regulierungsprojektes für die Rheinstrecke Basel-Strassburg, eingehend dieses Projekt. Die Teilnehmer an der Konferenz hatten bereits mit der Einladung zu derselben die Pläne und technischen Berichte erhalten, die ihnen eine vorgängige Prüfung und Beurteilung des Projektes gestatteten.

In dem hierauf folgenden eingehenden Meinungs austausch sind verschiedene Aussetzungen gemacht worden, die zum Zwecke der Vervollkommnung des Regulierungsprojektes Beachtung finden werden (2). Dieses Projekt musste innerhalb kürzester Frist ausgearbeitet werden infolge der sich rasch folgenden Sitzungen der Rhein-Zentralkommission (3).

Hieran anschliessend fand eine allgemeine Aussprache über die Rheinschiffahrt und die Projekte, die auf ihre Förderung oberhalb Strassburg abzielen, statt. Sie führte zum Schlusse, dass das Seitenkanalprojekt, wie es gegenwärtig vorgeschlagen ist, das heisst das gleichzeitig der Kraftgewinnung, der Bewässerung und der Schiffahrt dienen soll, die Interessen dieser letztern nicht genügend wahr und ihr auch nicht Verhältnisse schafft, die mit denjenigen des freien Rheines vergleichbar sind (4). Die verschiedenen im Verlaufe der Sitzung von den eingeladenen Technikern geäußerten Ansichten werden durch das eidgenössische Departement des Innern und die Delegation geprüft werden; sie tragen ohne Zweifel zu einer zweckentsprechenden Lösung der für unser Land so wichtigen Frage der freien Schiffahrt zwischen Basel und Strassburg bei“ (5).

Hierzu ist folgendes zu sagen:

Zu (1). Die „Vertreter des S. I. A.“ waren identisch mit den „Professoren der E. T. H.“ und diese Delegation beschränkte sich auf unsere zwei Kollegen Prof. E. Meyer-Peter und Prof. A. Rohn; die E. T. H. als solche war weder eingeladen noch vertreten. Ferner waren zugegen Ingenieur

das Eisen an sich gebe dem Beton ungeahnte Eigenschaften. Und dies geschieht, weil der Ingenieur nicht für „jeden Dreck“ selbst nachsehen könne.

Wir haben selbstverständlich noch Techniker als Mittelglied zwischen Ingenieur und Werkführer, im Holz- und Eisen- und Eisenbetonbau, aber wer anders als der Ingenieur soll für Aufklärung sorgen, dass auch diese seine Voraussetzungen voll erfassen?

Ich möchte wohl einen jungen diplomierten Ingenieur erst als Zimmermann und als Nieter und als Maurer in die Welt schicken; aber da muss er erst seine Lehrzeit machen, und das Leben ist so kurz. — Und mancher diplomierte Ingenieur glaubt gar nicht, dass nach der E. T. H. nun erst seine Lehrzeit beginnt, oder er weiss nicht, was man darunter versteht. Verzeihen wir ihnen „dumme Fragen“ auf Exkursionen; denn viel besser ist's, man stelle solche, als man gehe an der Arbeit verständnislos und hochfahrend vorbei, in der Annahme, „das mache dann der Maurer oder Zimmermann oder Monteur schon!“

Auf dem Ingenieur-Diplom sollte darum in Golddruck stehn:

PFUSCHE NIE!

Bern, 12. März 1921.

E. Stettler, Kontrolling.